

Offenheit, Reflexion, Differenzierung

Beiträge qualitativ-rekonstruktiver Forschung für die Zeitdiagnostik

Judith Eckert

*Beitrag zur Veranstaltung »Wandel des Sozialen als Gegenstand qualitativer Sozialforschung«
der Sektion Methoden der qualitativen Sozialforschung*

Einleitung

Die Analyse sozialen Wandels mag zunächst vor allem dem Kompetenzbereich einer gesellschaftstheoretisch ausgerichteten Makrosoziologie oder quantitativer, längsschnittlicher Studien zugeschrieben werden. Demgegenüber geht es mir darum, die Leistung des scheinbar „Kleinen“ der qualitativ-rekonstruktiven Forschung zum „Großen“ der Gesellschaftsanalyse bzw. -theorie (Wohlrab-Sahr 2015) herauszustellen. Ich konzentriere mich dabei auf Zeitdiagnosen als pointierte, weniger abstrakte und zudem öffentlichkeitswirksame Form von Gesellschaftstheorien und exemplarisch auf die Diagnose einer verängstigten Gesellschaft. Basierend auf einer eigenen Studie zu Angst¹ diskutiere ich Offenheit, Reflexion und Differenzierung als zentrale Beiträge qualitativ-rekonstruktiver Forschung für die Zeitdiagnostik.

Da Theorie und Empirie inhärent miteinander verschränkt sind (Böcker et al. 2018; Kalthoff et al. 2008), lässt sich das Anliegen auch allgemeiner formulieren: Wie können Theorien des sozialen Wandels bzw. Zeitdiagnosen einerseits und qualitative, in meinem Fall mikrosprachliche Forschung andererseits sinnvoll miteinander in Dialog treten? Im Folgenden trenne ich zu analytischen Zwecken zwei Bewegungsrichtungen dieses Dialogs: von der Theorie bzw. der Zeitdiagnose zur Empirie, worum es hauptsächlich geht, und von der Empirie zur weiterentwickelten Zeitdiagnose bzw. Gesellschaftstheorie, worauf ich abschließend kurz eingehe. Zunächst stelle ich aber den zeitdiagnostischen und methodischen Hintergrund meiner Studie vor.

¹ Es handelt sich um meine Dissertation, die ich unter dem Titel „Gesellschaft der Angst? Ein empirischer Beitrag zur Verkomplizierung der Debatte“ 2017 an der Universität Freiburg eingereicht habe und die 2019 bei transcript erscheint.

Zeitdiagnosen einer verängstigten Gesellschaft

Die Diagnose einer verängstigten Gesellschaft ist seit einigen Jahrzehnten recht prominent – im soziologischen, aber auch gesellschaftlichen und medialen Diskurs (vgl. auch Dehne 2017). Bereits 1967 veröffentlichte Heinz Wiesbrock einen Sammelband mit dem Titel *Die politische und gesellschaftliche Rolle der Angst*. Sehr viel breiter rezipiert und debattenprägend wurde Ulrich Beck mit seiner 1986 veröffentlichten *Risikogesellschaft*. Diese Diagnose arbeitete er im Rahmen seiner Theorie der Reflexiven Moderne und in der *Weltrisikogesellschaft* (2007) weiter aus und konstatierte, dass vor diesem Hintergrund Angst zum einschlägigen Gefühl werde. In eine ähnliche Richtung zielen auch andere Autor/-innen: Zygmunt Bauman (2006) etwa analysierte im Rahmen seiner Theorie der flüchtigen Moderne die *flüchtige Angst*, Johano Strasser (2013) schrieb zur *Gesellschaft in Angst* und Heinz Bude (2014) zur *Gesellschaft der Angst*.

Diese Zeitdiagnosen unterscheiden sich zwar durchaus, etwa bezüglich des Grads der theoretischen Ausarbeitung oder der konkreten Schwerpunktsetzung, aber haben dennoch Gemeinsamkeiten: Sie sehen einen grundlegenden sozialen Wandel, in dessen Zuge Angst zum zentralen Charakteristikum westlicher Gesellschaften wurde. Erstens wird dabei angenommen, dass Angst zum „Lebensgefühl“ (Beck 2007, S.28) wurde, das kaum soziale Schranken kennt und auch die bislang als sicher geltende Mittelschicht erreicht hat (Beck 1986, S.48; Bude 2014, S.11).² Zweitens beziehe sich Angst auf verschiedenste Thematiken: vom sozialen Abstieg, der Status- und der Bildungsangst, wie sie bei Bude im Vordergrund stehen, bis hin zu Finanzkrisen, dem Klimawandel und Terrorismus, die Beck zu den neuen Risiken zählt. Die Ängste erscheinen damit zahllos. Drittens wird Angst als Explanans für andere Phänomene bemüht. Beispielsweise wird die Abwertung vermeintlich „Anderer“ durch Verunsicherung erklärt, wenn diese „Anderen“ als „Blitzableiter“ (Beck 1989, S.9) für Ängste bzw. als Projektionsfläche für eine diffuse und ansonsten nur schwer greifbare Verunsicherung dienen. In dieser argumentativen Logik stehen auch einige Erklärungen des gegenwärtigen Rechtspopulismus und Rassismus (vgl. etwa Sommer 2010).

Zeitdiagnosen wie die der verängstigten Gesellschaft sind faszinierend und wichtig, weil sie eine mögliche Antwort auf die Frage liefern, in welcher Gesellschaft wir leben und was einzelne gesellschaftliche Phänomene und Bereiche eint. Sie bieten einen „roten Faden (...) der Weltbesichtigung“ (Prisching 2015, S.579), der weit über Fachdebatten hinaus relevant ist. Doch dieser Mut von Zeitdiagnosen, einzelne Beobachtungen zu einer zentralen Aussage zuzuspitzen, ist notwendigerweise auch ihre Schwäche, zeichnen sie doch ein spekulatives und „stark vereinseitigtes“ (Schimank 2007, S.19) Bild der Gesellschaft, das seine Überzeugungskraft mehr aus „theoretischen Plausibilisierungen und Extrapolationen“ (Schimank 2007, S.17) als aus methodisch-empirischer Fundierung bezieht (vgl. auch Wohlrab-Sahr 2015). Daher provozieren Zeitdiagnosen die allfällige empirische „Gretchenfrage“, wie Gertrud Nunner-Winkler (2016) sie in Bezug auf Budes *Gesellschaft der Angst* genannt hat: „Wie hast du’s mit der Empirie?“. Während Nunner-Winkler hierfür allerdings die Statistik in die Pflicht zu rufen scheint, will ich den Wert qualitativ-rekonstruktiver Forschung betonen. Mir geht es dabei nicht um eine diachrone Perspektive, die den propagierten Wandel von der Vergangenheit zur Gegenwart erforscht. Vielmehr ist grundlegend zu klären, wie wir die Gegenwart selbst überhaupt angemessen fassen können.

² Beck selbst hat seine vielzitierte These, dass Smog als neues Risiko im Kontrast zu Not als altem Risiko demokratisch und nicht hierarchisch verteilt sei, später noch relativiert.

Projektvorstellung

Vor diesem Hintergrund habe ich in meiner Studie folgende Fragen gestellt und gehe hier vor allem auf die erstgenannte ein: Welche Rolle spielt Angst alltagsweltlich? Welche Ängste spielen eine Rolle, welche keine? Und wie können wir Angst soziologisch fassen und mittels Interviews erforschen?

Die letztgenannte Frage ist auch in der Datengrundlage meiner Arbeit begründet: Ich konnte insgesamt 405 Interviews aus einem größeren Methodenmixprojekt zu subjektiver Unsicherheit, in dem ich mitgearbeitet habe, als Datenpool nutzen.³ Grundidee dieses Projekts war, die Interviewpartner*innen ohne Themenvorgaben nach den für sie relevanten Unsicherheitsthemen zu fragen, ihre Antworten inhaltsanalytisch zu kategorisieren und schließlich statistisch auszuwerten. Dem lag eine implizit positivistische Interviewepistemologie zugrunde, derzufolge das Interview bei guter Operationalisierung der Fragen und hinreichender Neutralität der Interviewenden einen guten Einblick in individuelle Unsicherheitsbefindlichkeiten bieten würde. Diese Vorstellung hat Wendy Hollway mit „you ask, they answer and then you know“ (2005, S.312) prägnant zusammengefasst.

In meiner Studie habe ich 39 dieser 405 Interviews sekundäranalytisch genutzt. Dabei habe ich im Vergleich zum Sicherheitsprojekt zahlreiche Verschiebungen vorgenommen. Diese betreffen zum einen den zentralen Begriff: Statt von subjektiver Unsicherheit spreche ich von Angst bzw. synonym dazu von Unsicherheitsempfinden. Damit meine ich eine emotionale Befindlichkeit, die sich auf eine ungewisse Zukunft bezieht, für die etwas als negativ Bewertetes erwartet wird, das subjektiv die eigenen Kontrollmöglichkeiten übersteigt (vgl. Rackow et al. 2012). Zum anderen folge ich einer differentiellen epistemologischen und methodologischen Perspektive.

Denn *erstens* waren im Sicherheitsprojekt entgegen des Neutralitätsanspruchs Methodik und Empirie theoriendurchtränkt: in sozial- und erkenntnistheoretischer Hinsicht ebenso wie in Bezug auf forschungsgegenstandsbezogene Annahmen. Diese starke Ausgeprägtheit theoretischer Annahmen, die mir zu Beginn meiner Dissertation als großes Problem erschien, sehe ich nun als Glücksfall, da gerade durch die Stärke theoretischer Annahmen in der Empirie Irritation und Reibung provoziert werden, wodurch diese Annahmen sichtbar werden. Um dieses Potential zu nutzen, braucht es ein entsprechend offenes methodisches Vorgehen in der Auswertung. *Zweitens* wird in Interviews immer mehr verhandelt als das, wonach explizit gefragt wurde, und dieses „Mehr“ gilt es in der Auswertung zu berücksichtigen. Schließlich ist das Interview keine transparente Ressource in Bezug auf Befindlichkeiten der Interviewpartner*innen, sondern ein Interaktionsereignis, zu dem die Interviewenden genauso wie die Interviewpartner*innen beitragen (Deppermann 2013). Und auch Sprache bzw. Sprechen ist kein unproblematischer Kommunikationskanal, mit dem Botschaften lediglich transportiert werden, sondern stellt selbst soziales Handeln dar und enthält implizite Bedeutungen.

Um dieses Interaktive, Performative und Implizite fassen zu können, habe ich die Interviews mit dem Integrativen Basisverfahren (Kruse 2015) ausgewertet, einem sequenziell und mikrosprachlich operierenden und rekonstruktiv orientierten Ansatz, den ich für eine praxeologische Emotionsanalyse fruchtbar gemacht habe.⁴ Eine so aufgestellte qualitative Forschung ermöglicht *Offenheit* für unerwar-

³ Es handelt sich um das Projekt „Subjektive Wahrnehmungen und Einschätzungen zu (Un-)Sicherheiten“, das Teil des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Verbundprojekts „Barometer Sicherheit in Deutschland“ (BaSiD) war. Die Interviews wurden 2011 geführt. Für eine ausführliche Darstellung des Projekts und seiner Methodik siehe Blinkert et al. (2015) und Eckert (2019).

⁴ Konzeptueller Ausgangspunkt dafür ist Monique Scheers (2017) Emotionskonzept. Im Anschluss an Pierre Bourdieu betont sie die Präreflexivität, aber auch „tätige Seite“ von Emotionen, wonach diese sich im Handeln und Sprachhandeln der Akteur*innen ausdrücken.

tete und auch implizite Sinnstrukturen, die *Reflexion* der eigenen Vorannahmen und der eigenen Anteile an der Datenproduktion und einen *differenzierenden* Blick auf das untersuchte Phänomen in seiner Komplexität. Im folgenden Abschnitt gebe ich empirische Veranschaulichungen für diese drei Beiträge qualitativer Forschung zur Zeitdiagnostik, die in der Forschungspraxis eng zusammenhängen.

Offenheit, Reflexion, Differenzierung: empirische Beispiele

Präkonzepte: Reflexion statt Reifikation

Will man angesichts von Zeitdiagnosen der verängstigten Gesellschaft wissen, wie es empirisch um Angst bestellt ist, ist man mit dem Risiko der Reifikation konfrontiert, das heißt dass der zu beschreibende Forschungsgegenstand erst durch die Forschungs- und Interviewfragen konstruiert wird und die so erzeugten Ergebnisse als Ausdruck sozialer Wirklichkeit missverstanden werden. Dass die Reifikation der eigenen Präkonzepte auch im Sicherheitsprojekt ein Problem war, illustriere ich anhand eines Auszugs aus der Einstiegspassage des Interviews mit dem Interviewpartner Marko Kaiser⁵:

I: „((Frage abgelesen) Ich möchte nun mit einer allgemeinen Frage anschließen, es gibt viele Risiken und Gefahren im Leben, wie ist das denn für Sie persönlich. Gibt es für Sie Gefahren und Risiken die für Sie persönlich Ihre Sicherheit WIRKLICH bedrohen;“

MK: „(2) Da gibts bestimmt ein paar.“

I: „Mhm,“

MK: „Jetzt auch noch wissen WELche;“

I: „((leise) Mhm)“

MK: „Hm hmhm;“⁶

Was passiert hier? Zunächst fällt die für qualitative Gepflogenheiten unüblich formulierte Frage auf, die die Interviewerin wie vom Forschungsteam angeordnet weitgehend abliest, einer quantitativen Idee von Vergleichbarkeit folgend. Dazu habe ich mich an anderer Stelle ausführlicher geäußert (Eckert 2019, Kap. 5) und fokussiere hier auf einen anderen Aspekt: In der Frage ist die Annahme unsicherer Zeiten bereits enthalten, schließlich wird faktifizierend festgestellt, dass es „viele Risiken und Gefahren im Leben“ gebe. Auch in den folgenden Leitfaden- bzw. Fragebogenfragen und weiteren Materialien der Studie dokumentiert sich die Annahme, dass die Interviewpartner*innen Ängste haben und nennen würden. Diese Erwartung des Forschungsteams war für diese wiederum als Erwartungserwartung präsent. Und entsprechend antwortet Marko Kaiser: „Da gibts bestimmt ein paar“, obwohl es keine Unsicherheiten zu geben scheint, die ihm erfahrungsmäßig gegenwärtig sind („wissen WELche“). Nach ein wenig Bedenkzeit kommt er der Erwartung der Themennennung dennoch nach und spricht über Zukunftsangst und Ereignisse, die sich dem Bereich Kriminalität zuordnen lassen. Diese Themen fanden Eingang in die inhaltsanalytische und statistische Auswertung des Sicherheits-

⁵ Bei den Namen der Interviewpartner*innen handelt es sich um Pseudonyme.

⁶ Die Transkription erfolgte in leichter Modifikation des von Jan Kruse (2015, S.354f.) vorgeschlagenen Transkriptionssystems und ist hier der Schriftsprache angepasst. Betontes ist großgeschrieben.

projekts. Bei genauerer Betrachtung – auch des weiteren Interviewverlaufs – zeigt sich allerdings die relative Irrelevanz dieser Themen im Alltag des Interviewpartners.

Wie dieses Beispiel zeigt, kann die Annahme der Relevanz von Unsicherheit bzw. Angst als Präkonzept der Forschenden empirisch relativ leicht reifiziert werden, wenn die methodische Erzeugung des Gegenstandes nicht reflektiert wird. Angst wird dann in seiner Relevanz überschätzt. Das zeigen auch die folgenden Beispiele: Äußerungen, die in der inhaltsanalytischen, quantitativen Auswertung des Sicherheitsprojekts als Fall von subjektiver Unsicherheit galten, werden teilweise in der mikrosprachlichen, rekonstruktiven Analyse als Ausdruck von etwas Anderem interpretierbar. Dieses Andere erkennen zu können, setzt Offenheit voraus und ermöglicht gleichzeitig einen differenzierenden Blick auf die Daten. Auf dieses Andere gehe ich nun näher ein.

Emotionen: Unsicherheits- oder Ungerechtigkeitsempfinden

Durch eine rekonstruktive Emotionsanalyse wird deutlich, dass in Interviews zum Thema Unsicherheit auch Ungerechtigkeitsempfinden eine Rolle spielen kann. Zur Veranschaulichung nutze ich zwei Interviewauszüge aus dem Interview mit Claudia Biehl. Auf die Frage nach den für sie relevanten Risiken und Gefahren nennt sie „Jugendliche in größeren Gruppen“, die ihr und weiblichen Familienangehörigen vor allem abends in der Stadt begegnen; vor den potentiellen Übergriffen und Überfällen dieser Jugendlichen habe sie Angst. Rasch ändert sich aber der Fokus in Claudia Biehls Thematisierung:

CB: „Also wir haben als Kinder auch viel Mist gebaut, ohne Frage, also, aber wir haben zum Beispiel immer Respekt Älteren gegenüber gehabt. Oder wenn irgendwas war, dann [...] haben wir auch von unseren Eltern eins auf den Deckel gekriegt. Aber mittlerweile ist es so, dass ich manchmal das Gefühl habe, den Eltern ist es egal, was ihre Kinder machen. Also ich kann mal kurz ein Beispiel erzählen, meine Oma wurde vor drei Jahren überfallen in ner Kleinstadt, am helllichten Tage, die Staatsanwaltschaft hat den Täter überführt, er war erst zwölf, und damit war das Verfahren eingestellt.“

Ein solches moralgesättigtes Niedergangsnarrativ findet sich in ähnlicher Form auch in anderen Interviews: Eine bessere Vergangenheit wird mit einer schlechten, verrohten Gegenwart, ein moralisches Selbst mit unmoralischen „Anderen“ kontrastiert. Verschiedene Institutionen wie Familie, Sozial- und Rechtsstaat versagen laut den Interviewten darin, Ordnung zu gewährleisten bzw. wiederherzustellen. Entsprechend artikuliert Claudia Biehl Forderungen nach härteren Strafen und weniger Unterstützung für die von ihr so dargestellten devianten Jugendlichen von heute:

CB: „Also dass man da besser verurteilt, auch mehr die Jugendlichen, [...] denen vielleicht auch nicht immer alles aufs Butterbrot serviert. Also ich weiß nicht, ich hab das Gefühl, denen wird auch zuviel geholfen und so. Also ich geh da immer von mir aus, mir hat keiner geholfen, ich hab mich wie gesagt an Regeln gehalten, an den gesellschaftlichen Normen und solche Sachen und andere, die sich daran nicht halten, na die kriegen alles, denen wird ein Job besorgt, denen wird ne Unterkunft besorgt, die kriegen Sozialarbeiter an die Seite. Ich hab schimmliges Brot essen müssen, weil ich kein Geld hatte, mit Bafög, meine Miete war zu hoch, ich musste Schulbücher zahlen, ich musste alles zahlen, mir hat keiner geholfen.“

In diese Forderung ist ein Vergleich zwischen den aus ihrer Sicht Devianten und ihr selbst als Normkonforme eingelassen, der das ganze Interview durchzieht: hier die ‚Schlechten‘, die sozialstaatliche Zuwendung statt härterer Strafen erhalten – symbolisiert etwa durch das Butterbrot, das sie sich nicht einmal selbst streichen müssen – und dort die ‚Guten‘ wie sie, die am Ende schlechter dastehen als die

„Schlechten“, wenn sie schimmliges Brot essen müssen. Während „Andere“ also unverdientermaßen Zuwendung erhielten, sieht sie ihre eigenen Leistungen und Opfer nicht gewürdigt.

Im Kern dieser Thematisierung „Jugendliche in größeren Gruppen“ steht weniger Unsicherheitsempfinden bzw. Angst, sondern Ungerechtigkeitsempfinden. Auch wenn beides negative Befindlichkeiten sind, deren Bewertung sich aus sozialmoralischen Vorstellungen guten bzw. schlechten Lebens speist, und auch wenn kein einheitliches Klassifikationssystem für Emotionen existiert, gibt es doch einen zentralen Unterschied: Unsicherheitsempfinden zeichnet sich durch die Zeitdimension einer ungewissen Zukunft aus. In den verschiedenen Spielarten des Ungerechtigkeitsempfindens – Ärger, Wut, Empörung, Zorn etc. – stehen hingegen Vergangenheit und Gegenwart sowie die Sach- und Sozialdimension im Vordergrund. In den mir vorliegenden Interviews handelt es sich dabei um ein triadisches Motiv, das die Interviewpartner*innen selbst, konstruierte „Andere“ und den Sozialstaat umfasst. Es geht dabei um die „Frustration legitimer Erwartungen im Hinblick auf verschiedene Aspekte der Arbeit, der Beschäftigung, des sozialen Status und des Lebensstandards“ (Flecker, Krenn 2009, S.328). Diese Erwartungen drehen sich in den Interviews insbesondere um den Mythos der Meritokratie, wonach die eigenen Leistungen sich nicht auszahlen, gerade auch da staatlicherseits unmoralisch agierende „Andere“ im Vergleich zum moralischen Selbst unverdientermaßen übervorteilt würden.

Die oft beschriebenen Transformationen (zum Beispiel Flexibilisierung der Arbeit), die bis in die Mittelschicht hinein zu Prekarisierungen führen, äußern sich in emotionaler Hinsicht nicht nur in Unsicherheitsempfinden, auf das oft fokussiert wird, sondern auch in Ungerechtigkeitsempfinden, das meist übersehen wird. Wird weiteres aber ignoriert, ergibt sich ein einseitiges Bild einer verunsicherten Gesellschaft.

Funktionen: Positionierung und Argument

Ähnliches gilt in Bezug auf die Differenzierung verschiedener Funktionen von Angst- und Unsicherheitskommunikation, die über Angst als Emotion hinausgehen. Um diese Funktionen zu analysieren, richte ich in Anlehnung an ethnomethodologisch-konversationsanalytische Perspektiven den Blick auf Vollzugswirklichkeiten, das heißt auf das Sprachhandeln (Performanz) der Interviewpartner*innen im sozialen Kontext des Interviews (vgl. Deppermann 2013, Abschnitte 5.3 und 6.5). Wie in den Äußerungen von Claudia Biehl bereits angeklungen ist, kann Angst- und Unsicherheitskommunikation der Positionierung als moralisches Selbst dienen und darüber hinaus als Argument verwendet werden.

(Selbst-)Positionierungen im Sinne einer situativen Identitätsdarstellung bzw. -herstellung sind generell eine kommunikative Funktion von Gefühlsdarstellungen (Lucius-Hoene, Deppermann 2004, S.40). Im Kontext von Sicherheit bzw. Angst nehmen die Interviewpartner*innen die „Ängste“ der „Anständigen“⁷ für sich in Anspruch. Das auf diese Weise präsentierte moralische Selbst kann verschiedene Facetten umfassen: Es geht zum Beispiel vor dem Hintergrund der Norm der verantworteten Elternschaft um die Darstellung als verantwortungsbewusste Eltern, die sich angemessener Weise um ihr Kind Sorgen machen, oder um *Doing Gender* als respektabler Mann bzw. respektable Frau. Vor allem aber geht es in den vorliegenden Interviews um die Darstellung als zivilisierte Bürger*innen und rechtschaffene Gesellschaftsmitglieder, die einer Erwerbsarbeit nachgehen, normkonform agieren und dadurch zum Gemeinwesen beitragen statt es zu belasten. Hierfür eignen sich Thematisierungen rund um eine vermeintliche Angst vor Kriminalität bzw. devianten „Anderen“ besonders, da man sich durch die Abgrenzung davon als zivilisiert und normkonform darstellen kann.

⁷ In Anlehnung an Geoffrey Persons (1983) Buch *Hooligan. A history of respectable fears*.

Wer sich als anständig positioniert hat, kann die Sprache der Unsicherheit bzw. Angst auch als *Argument* nutzen, um politische Forderungen zu artikulieren ohne auf Widerrede zu stoßen. Das veranschaulicht das Interview mit der Interviewpartnerin Nicole Schütze. Auf die Frage nach weiteren relevanten Unsicherheitsthemen führt sie das Thema „die Türken“ ein, das im weiteren Interviewverlauf gleichbedeutend erscheint wie „der Islam“:

NSch: „((erheitert) Darf man das ansprechen?) die Türken?“

I: „Man darf alles ansprechen.“

NSch: „Also das- ((neckisch) das ist gemein eigentlich; wenn man das sagt, oder?)“

I: „Na ich weiß nicht wie du's MEINST;“

NSch: „Hm (1) also manchMAL fühl ich mich SCHON bedroht von andern ReliGIONen (2) aber das ist schon ein heikles Thema. Darf man das- darf man das überhaupt sagen?“

I: „Na wenn das so ist, dass du das denkst, ist das ja schon dein subjektives Empfinden, ja.“

Wie in der provozierenden Art und Weise der Thematisierung sowie in weiteren Interviewpassagen deutlich wird, handelt es sich hier um kein Angstthema in dem Sinne, dass es um die Emotion Angst geht. Dennoch muss diese Thematisierung vom Interviewer als Ausdruck von Angst behandelt und gemäß der gegenwärtigen Emotionskultur ernst genommen werden. Schließlich verweist Nicole Schütze auf ihr subjektives Bedrohungsempfinden, das der Interviewer als Faktum anerkennt („ist das ja schon...“). Im weiteren Interviewverlauf kommt die Interviewpartnerin noch weitere Male auf das für sich reklamierte Bedrohungsgefühl zu sprechen, das „einfach“ da sei und damit unhintergebar erscheint. Damit verleiht sie nicht nur ihren abwertenden Äußerungen Legitimation – etwa dass „der Islam“ gewalttätig sei –, sondern auch den darauf aufbauenden Forderungen nach einer restriktiveren Migrationspolitik. Generell wird Angst als Argument in dem mir vorliegenden Datenmaterial meist in dieser konservativen Weise verwendet: Es wird gefordert, die angstmachenden „Anderen“ zu responsibilisieren, stärker zu strafen und zu exkludieren.

Dass auch über qualitative Interviews zum Thema Unsicherheit hinaus Angstkommunikation eine gute rhetorische Strategie ist, hat Niklas Luhmann bereits 1988 notiert: „Angstkommunikation ist immer authentische Kommunikation, da man sich selbst bescheinigen kann, Angst zu haben, ohne daß andere dies widerlegen können“ (S.240). Diese Unbestreitbarkeit von Angst zeigt sich im vorliegenden Interviewausschnitt. Wer Angst für sich in Anspruch nimmt, ist daher „moralisch im Recht“ (Luhmann 1988, S.244). Ulrich Bröckling (2016) hat die Bedeutung von Angstkommunikation in einem Essay mit dem Titel *Man will Angst haben* in ähnlicher Weise für den gegenwärtigen Rechtspopulismus analysiert.

Was Angstkommunikation so überzeugend macht, ist meines Erachtens die Kombination aus zweierlei: dem Aufstieg von Sicherheit zu einer gesellschaftlichen „Wertidee“ (Kaufmann 1970) einerseits und von Subjektivität, Emotionalität und Authentizität andererseits. Emotionen gelten nun als „authentische Signifikanten einer Person“ (Frevert 2009, S.186), da sie – so die Annahme – einen unverstellten Blick in deren inneren Wesenskern gewähren. Angst konnte dadurch von einem in den 1950ern noch pathologisierten, tabuisierten Gefühl ab den 1960er Jahren zu einem sagbaren, angemessenen Gefühl werden, das gar als höhere Form der Rationalität gilt (Biess 2008). Angstkommunikation stellt demnach eine besondere kulturelle Ressource dar, Anliegen verschiedener Art zu artikulieren.

Die vorgestellten Beispiele illustrieren verschiedene Beiträge qualitativ-rekonstruktiver Forschung für die Zeitdiagnostik und zeigen darüber hinaus, dass mittels eines methodischen Ansatzes, der das

Interaktive, Implizite und Performative in Interviews fassen kann, auch eine forschungspolitische Herausforderung adressiert werden kann, die die Kulturanthropologin Alexandra Schwell wie folgt formuliert: „how can anthropologists take fears seriously while at the same time avoiding the pitfalls of excusing or justifying racist prejudices?“ (Schwell 2015, S.108). Den darin angedeuteten Anspruch will ich umformulieren und folge dabei der Idee des epistemologischen Bruchs mit dem gesellschaftlichen Common Sense (Bourdieu 1996), hier der Vorstellung, die Ängste und Sorge der Bürger*innen ernst zu nehmen: Es gilt nicht, Angstbenennungen in ihrem *Face Value*, sondern Thematisierungen ernst zu nehmen und darauf hin zu befragen, welche Emotionalität sich darin dokumentiert und wofür die Sprache der Angst und Unsicherheit verwendet wird.

Schluss

Zugleich strukturelle Schwäche und Stärke von Zeitdiagnosen ist es, empirische Forschung anzuregen, manchmal sogar zu provozieren. Wie kann, umgekehrt gefragt, Empirie Theorie inspirieren? Wie gelangt man von der relativ konkreten, singulären und differenzierten Empirie auf der Mikroebene, wie ich sie hier vorgestellt habe, zur abstrakten, generalisierenden Zeitdiagnose auf Makroebene? Es braucht dafür einen „methodisch gestützten Stabhochsprung“, wie Monika Wohlrab-Sahr (2015) ihn genannt hat, der „die Bescheidenheit des Kleinen hinter sich lässt“ (S.14). Doch wie kann ein solcher „Stabhochsprung“ von der Empirie zur Gesellschaftstheorie bzw. Zeitdiagnose gelingen?

Ich folge Gesa Lindemanns (2008) Vorschlag, das Verhältnis von Theorie und Empirie in diesem Punkt anhand der Differenz Präzision/Irritation zu denken. Sozialtheorien – und das gilt meines Erachtens auch für Zeitdiagnosen – sind empirisch zwar weder verifizierbar noch falsifizierbar, sollten aber dennoch empirisch infrage gestellt werden können. Hierfür schlägt Lindemann eine „plausible Gestaltextrapolation“ (2008, S.124) vor: Auf welche Gesamtgestalt verweisen verschiedene punktuelle Einsichten, wie sie etwa im Rahmen von Theorien mittlerer Reichweite formuliert werden? Trotz aller Ungewissheiten der Interpretation ist es hier sehr wohl möglich, plausible von unplausiblen Extrapolationen zu unterscheiden. Durch eine starke Stellung der Empirie können Zeitdiagnosen demnach empirisch hinterfragt, aber auch gestärkt und ihr Irrtumsrisiko gesenkt werden.

Auf Angst angewandt möchte ich abschließend auf Basis meiner eigenen Studie sowie weiteren empirischen Studien unterschiedlicher methodischer Ausrichtung und disziplinärer Verortung⁸ folgenden Interpretationsvorschlag zur „Weltbesichtigung“ (Prisching 2015, S.579) machen: Die Annahme, dass Angst quer durch westliche Gesellschaften ein Lebensgefühl ist, erscheint fragwürdig. Vielleicht leben wir also weniger in einer Gesellschaft der Angst, sondern eher in einer Gesellschaft des Unge-rechtigkeitsempfindens, die aber eine Kommunikationskultur der Angst pflegt. In diesem Sinne interpretiere ich Frank Furedis (2007) These einer „Kultur der Angst“, in der Angst eine kulturelle Deutungsschablone darstellt, anhand derer wir die Welt begreifen und uns artikulieren – ohne notwendiger Weise so zu empfinden. Diesen Vorschlag einer verfeinerten bzw. neuen Zeitdiagnose gälte es nun nicht nur bezüglich des vieldeutigen Kulturbegriffs näher zu bestimmen, sondern auch in einem erneuten Wechselspiel von Theorie und Empirie kritisch zu diskutieren.

⁸ Vgl. für einen Überblick Dehne (2017) und Eckert (2019). Die dort erwähnten Studien umfassen neben vielen weiteren Blinkert et al. (2015), Burzan et al. (2014), Ditton et al. (1999) sowie Lengfeld und Ordemann (2016).

Literatur

- Bauman, Zygmunt. 2006. *Liquid fear*. Cambridge, UK: Polity Press.
- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich. 1989. *Risikogesellschaft – Die organisierte Unverantwortlichkeit*. Aulavortrag an der Hochschule St. Gallen. St. Gallen: Herausgegeben von der Hochschule St. Gallen für Wirtschafts-, Rechts- und Sozialwissenschaften.
- Beck, Ulrich. 2007. *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich. 2008. *Die Neuvermessung der Ungleichheit unter den Menschen: Soziologische Aufklärung im 21. Jahrhundert*. Eröffnungsvortrag zum Soziologentag ‚Unsichere Zeiten‘ am 6. Oktober 2008 in Jena. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Biess, Frank. 2008. Die Sensibilisierung des Subjekts: Angst und „neue Subjektivität“ in den 1970er Jahren. *WerkstattGeschichte* 51–71.
- Blinkert, Baldo, Judith Eckert und Hans Hoch. 2015. (Un-)Sicherheitsbefindlichkeiten. Explorative Studie über Sicherheitseinschätzungen in der Bevölkerung im Rahmen des BaSiD-Projektes (Modul 3.1). In *Subjektive und objektivierte Bedingungen von (Un-)Sicherheit. Studien zum Barometer Sicherheit in Deutschland (BaSiD)*, Hrsg. Rita Haverkamp und Harald Arnold, 147–203. Berlin: Duncker & Humblot.
- Böcker, Julia, Lena Dreier, Melanie Eulitz, Anja Frank, Maria Jakob und Alexander Leistner, Hrsg. 2018. *Zum Verhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung. Stand und Perspektiven*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Bourdieu, Pierre. 1996. Die Praxis der reflexiven Anthropologie. Einleitung zum Seminar am der École des hautes études en sciences sociales, Paris, Oktober 1987. In *Reflexive Anthropologie*, Hrsg. Pierre Bourdieu und Loïc Wacquant, 251–294. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich. 2016. Man will Angst haben. *Mittelweg* 36 25:3–7.
- Bude, Heinz. 2014. *Gesellschaft der Angst*. Hamburg: Hamburger Edition, HIS.
- Burzan, Nicole, Silke Kohrs und Ivonne Küsters. 2014. *Die Mitte der Gesellschaft: Sicherer als erwartet?* Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Dehne, Max. 2017. *Soziologie der Angst. Konzeptuelle Grundlagen, soziale Bedingungen und empirische Analysen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Deppermann, Arnulf. 2013. Interview als Text vs. Interview als Interaktion [61 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 14:Art. 13.
- Ditton, Jason, Jon Bannister, Elizabeth Gilchrist und Stephen Farrall. 1999. Afraid or Angry? Recalibrating the ‘Fear’ of Crime. *International Review of Victimology* 6:83–99.
- Eckert, Judith. i. E. *Gesellschaft in Angst? Zur theoretisch-empirischen Kritik einer populären Zeitdiagnose*. Bielefeld: transcript.
- Flecker, Jörg, und Manfred Krenn. 2009. Politische Verarbeitung gefühlter sozialer Unsicherheit: „Attraktion Rechtspopulismus“. In *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, Hrsg. Robert Castel und Klaus Dörre, 323–332. Frankfurt am Main: Campus.
- Frevert, Ute. 2009. Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen? *Geschichte und Gesellschaft* 35:183–208.
- Furedi, Frank. 2007. *Culture of Fear revisited*. Reprint. London, New York: Continuum.
- Hollway, Wendy. 2005. Commentary 2. Commentaries on Potter and Hepburn, ‘Qualitative interviews in psychology: problems and possibilities’. *Qualitative Research in Psychology* 2:312–314.
- Kaufmann, Franz-Xaver. 1970. *Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem. Untersuchungen zu einer Wertidee hochdifferenzierter Gesellschaften*. Stuttgart: Enke.
- Kruse, Jan. 2015. *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz*. 2., überarbeitete und ergänzte Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

- Lengfeld, Holger, und Jessica Ordemann. 2016. *Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg revisited. Eine Längsschnittanalyse 1984–2014*. SOEPpapers Nr. 862. Berlin: DIW.
- Lindemann, Gesa. 2008. Theoriekonstruktion und empirische Forschung. In *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Hrsg. Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann, 107–128. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lucius-Hoene, Gabriele, und Arnulf Deppermann. 2004. *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Luhmann, Niklas. 1988. *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* 2. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nunner-Winkler, Gertrud. 2016. Halbierte soziologische Phantasie. Bundes Gesellschaftsanalyse fokussiert auf Angst und die Macht der Stimmungen. Erschienen am 11.08.2016, letzte Änderung 14.08.2016. *literaturkritik.de – Rezensionenforum* (Zugegriffen: 14.02.2019).
- Pearson, Geoffrey. 1983. *Hooligan. A history of respectable fears*. Houndmills u.a.: Macmillan.
- Prisching, Manfred. 2015. Besprechung von Heinz Bude, Gesellschaft der Angst. *Soziologische Revue* 38:575–580.
- Rackow, Katja, Jürgen Schupp und Christian von Scheve. 2012. Angst und Ärger: Zur Relevanz emotionaler Dimensionen sozialer Ungleichheit. *Zeitschrift für Soziologie* 41:392–409.
- Scheer, Monique. 2017. Die tätige Seite des Gefühls. In *Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren*, Hrsg. Markus Rieger-Ladich und Christian Grabau, 255–267. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Schimank, Uwe. 2007. Soziologische Gegenwartsdiagnosen – Zur Einführung. In *Soziologische Gegenwartsdiagnosen*, 2. Aufl., Hrsg. Uwe Schimank und Ute Volkmann, 9–22. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schwell, Alexandra. 2015. The Security-Fear Nexus: Some Theoretical and Methodological Explorations into a Missing Link. *Etnofoor* 27:95–112.
- Sommer, Bernd. 2010. *Prekarisierung und Ressentiments. Soziale Unsicherheit und rechtsextreme Einstellungen in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Strasser, Johano. 2013. *Gesellschaft in Angst. Zwischen Sicherheitswahn und Freiheit*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Wiesbrock, Heinz, Hrsg. 1967. *Die politische und gesellschaftliche Rolle der Angst*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Wohlrab-Sahr, Monika. 2015. Theorie fürs Große, Methoden fürs Kleine? Überlegungen zum methodisch gestützten Stabhochsprung in der Kulturosoziologie. *Sociologia Internationalis* 53:1–19.